

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

240 (14.10.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 79

Freiden ist eine allgemeine staatliche Wollschafzuchtversicherung, die in die staatliche Krankenversicherung einbezogen wird. Bei der allgemeinen deutschen Rückständigkeit auf diesem Gebiet dürfte es um so mehr angebracht erscheinen, gerade in diesen Tagen des Wollschafzuchtums darauf hinzuweisen, daß der große Fortschritt vor hundert Jahren vorbildlich, bahnbrechend auf diesem Gebiet vorangegangen ist. Je lauter und kanthaler jezt über den berühmten Franzosenkaiser gemeldet wird, vor dem die europäischen Völker wie Federmesser zusammenbrachen, je vernünftlicher muß den deutschen Frauen von Napoleons Wollschafzuchtverband erzählt werden. So etwas läßt die Köpfe.

„Auf die direkte Veranlassung des Kaisers Napoleon I.“, so entnehmen wir es der „Neuen Generation“, „entstand im Jahre 1811 die: „Societe de la charite maternelle“, die den Zweck hatte: „Armen Wollschafzucht zu fördern und die natürliche Ernährung des Kindes zu fördern“. Die Zeitschrift, aus der die „Neue Generation“ diese Mitteilung übernommen, bemerkt dazu: „Es waren vermutlich nicht rein menschliche Empfindungen, nicht nur das Mitleid mit den armen Frauen und ihren Kindern, die den Kaiser zum Treffen dieser Maßregel bewogen. Es erscheint vielmehr die Annahme berechtigt, daß er, wie auch bei dem verstorbenen § 340 seines „Code Civil“, der das Fortschreiten nach der Vaterschaft (La recherche de la paternite) verbietet, sein Auge lediglich auf die Vermehrung der Bevölkerung gerichtet hielt, die seiner Autorität unterstand, und zwar aus dem Grunde, weil seine menschenmordenden Kriege andauernd neues und lebenskräftiges Material verlangten. Aber immerhin, was auch die Triebfedern gewesen sein mögen, die ihn zur Begründung der „Vereinigung für Wollschafzucht“ veranlaßt haben, die Tatsache der Begründung selbst genügt für den weiten Blick des Kaisers in der höchst wichtigen Bevölkerungsfrage.“

„Der Kaiser stellte selbst 500 000 Fr. aus seiner Privatkassette zur Verfügung; das weitere notwendige Geld wurde durch Zeichnungen und Sammlungen aufgebracht. Die Frauen, die für die Unterfütterung in Frage kamen, empfingen die Summe von 135 Fr., und zwar so verteilt, daß ein Betrag für die Aussteuer ausgelegt war, ein zweiter für die Unkosten des Wochenbettes, während ihnen außerdem vierzehn Monate lang ein Zuschuß von 6 Fr. pro Monat für das Nähen des Kindes beiliegen wurde, abgesehen von anderen kleineren Unterstüßungen.“

Dieses Dokument allein, scheint uns, redet mehr als viele dicke Bände über die Herrscherfähigkeiten resp. Geistesfähigkeiten Napoleons des Großen reden könnten, dieses Dokument aber, auf die heutigen Verhältnisse zugeschnitten und als Gedenktafel dem deutschen Reichstag oder den verschiedenen deutschen Landtagen unterbreitet, dürfte trotz aller Geburtenrückgänge wohl schwerlich auf Annahme rechnen können.

### Weibliche Postbeamte.

Zum Dienste der Reichspostverwaltung stehen zurzeit 25 000 Frauen, also ein ganzes Heer von Post-, Telegraphen- und Telephonbeamtinnen. Ueberblickt man diese gewaltige Zahl, so ist es gewiß verwunderlich, daß sich im Jahre 1873, als in einem Abrechnungsbericht der Post weibliche Kräfte eingestellt werden sollten, keine einzige Frau zu diesem Posten meldete. Nur verdrucktweise sollten Frauen damals im Postfach arbeiten, denn der Generalpostmeister Stephan war ein grundsätzlicher Gegner der Verwendung von Frauen. So jung die Erwerbstätigkeit der Frau im Postfach noch ist, so schnell hat sie sich entwickelt. Allerdings stieg die Zahl der weiblichen Kräfte im Postwesen im Anfang nur langsam, nahm aber durch die Erfindung des Fernsprechers einen ungeheuren Aufschwung.

Schon zur Zeit des Norddeutschen Bundes wurden einige Frauen im Postdienst verwendet. 1871 übernahm die Reichstelegraphenverwaltung 99 Telegraphenbeamtinnen etatsmäßig, mit einem jährlichen Gehalt von 900, 1050 und 1200 Mk., nach den Dienstjahren abgestuft. Aber weitere weibliche Postbeamte waren sehr schwer zu erlangen. Da sich, wie eben bereits erwähnt, 1873 keine Frau zum Postdienst meldete, nahm man die Hilfe des Letzte-Vereins in Anspruch und stellte 12 von diesem ausgebildete Mädchen mit einem Gehalt von 1,50 Mk., später 2 Mk. pro Tag an. Diese Tagesgehälter stiegen langsam, sie betrugen 1877, als es etwa 260 Postgehilfinnen gab, 2,50 Mk., dann im Jahre 1890 3,75 Mk. Bei den Telephonämtern wurden Frauen zuerst im Jahre 1887 angestellt, in Hamburg und Berlin. Da sie sich in diesem Berufe bewährten, sich eifrig und gewandt zeigten, so wurden sie von der Reichstelephonverwaltung viel beschäftigt. Bis zum Jahre 1897 gab es circa 2800 Frauen im Fernsprechdienst, die die gleichen Gehälter wie die Telegraphengehilfinnen bezogen: 1100 Mk., steigend von 3 zu 8 Jahren um je 100 Mk. auf das Höchstgehalt von 1500 Mk. nach 12 Jahren Berufsdauer.

Nach dem Tode des Postmeisters Stephan im Jahre 1897 wurde das Arbeitsfeld der Frauen bei der Reichspostverwaltung

erweitert und die Gehaltsstufen verändert. Heute tragen die Gehälter für Post- und Telegraphengehilfinnen zwischen 1800 und 1800 Mk. jährlich, für Fernsprechgehilfinnen zwischen 1100 und 1600 Mk. und für Fernsprechgehilfinnen zwischen 1100 und 1500 Mk., wozu der Wohnungsgeldzuschuß noch kommt. Die Gehälter sind also in den letzten 16 Jahren, seit 1897, nur ganz minimal gewachsen, wogegen die Lebensmittel und die Wohnungsmieten sich gerade in dieser Zeit sehr verteuert haben. Auch ist die Tätigkeit der Postbeamtinnen, besonders der Telegraphengehilfinnen, sehr aufreibend. Die Bezahlung des weiblichen Beamten im Postwesen ist in einigen anderen Staaten, so z. B. in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Amerika viel besser. Die dortigen Gehälter sollten für Deutschland vorbildlich sein. In Amerika werden Gehälter bis zu 1200 Dollar, circa 5000 Mk., gezahlt; doch müssen dabei die hohen Lebensverhältnisse und die ganz abnorm teuren Lebensmittel in Ermäßigung gezogen werden. Doch auch in der Schweiz bei durchaus mäßigen Preisen für Lebensmittel beginnt die Bezahlung der Postbeamtinnen mit 2000 Franken, gleich 1600 Mk., und steigt bis zu 3600 Franken, gleich 2800 Mk. Allerdings werden dort von den Angestellten Sprachkenntnisse entweder in Französisch und Deutsch oder in Italienisch verlangt.

So offenbart die Untersuchung dieser Verhältnisse auch darin, wie in vielen anderen Gebieten, einen Rückstand Deutschlands.

### Literatur.

Der Schläfer von Sulz, Roman von Hermann Siegemann. (Verlag v. J. Engelhorn, Stuttgart. Preis 1 Mk., geb. 1,50 Mk.)

Mit einem herborragenden Werke beginnt der 30. Jahrgang von Engelhorn's Romanbibliothek. Siegemann versteht uns in ein Dorf, in dem ein „Schläfer“, ein Wunderdoktor, sein einträgliches Kurpfuschertum ausübt. Manches Menschenleben hat der Wundermann schon auf dem Gewissen, aber die Gemeinde, die am Goldregen teilhat, stellt sich schützend vor ihn. Diesen Morast der Dabgier und des Uberglaubens auszuschöpfen, den Kampf gegen die harten Bauernschädel und ihren Abgott zu führen, hat sich der mutige Pfarrherr zum Ziel gesetzt. Eine schwere Aufgabe, ein titanischer Kampf auf Leben und Tod! Und die Frage, wer endlich Sieger bleiben wird, zittert dem Leser jeder Seite durch die Seele und verleiht dem Buch die anhaltende hohe Spannung. Wichtig läßt Siegemann die trostigen, scharf gezeichneten Figuren aufeinanderprallen, wie harte Felsstücke. Er beweist auch hier seine Meisterschaft in der Schilderung von Menschen mit großem Willen und unheimlicher Energie. Daneben zeigt sich der Verfasser als vorzüglicher Landschaftsmaler, der zu den Laten und seelischen Erlebnissen seiner Helden einen stimmungsvollen Hintergrund zu schaffen weiß. Liebhaber eines gehaltvollen, gediegenen und von gesundem Optimismus im Goethe'schen Sinne getragenen Lesestoffs werden mit Freude zu dem Werke greifen, umso mehr als es in Süddeutschland spielt in unserer Gegend Figuren wie der geschilderte Wunderdoktor nicht unbekannt sind. Das Buch hat als Beitrag zur Kenntnis des süddeutschen Volkstums neben dem ästhetischen auch noch einen nicht zu übersehenden kulturhistorischen Wert.

Vor kurzem erschien der 62. Jahrgang der Originalausgabe des „Badischen Geschäftskalenders“ für das Jahr 1914. Wer den Kalender etwas genauer durchsieht, wird neben verschiedenen, für die Benutzer recht wertvollen Inhaltsverzeichnissen die Wahrnehmung machen, daß diese Ausgabe tatsächlich bis kurz vor Erscheinen ergänzt und berichtigt ist. So finden wir u. a. die erst Mitte September bekannt gewordenen Heeresvermehrungen und die damit verbundenen Personalveränderungen für das 14. Armeekorps, die neuen Wahlergebnisse sämtlicher badischen Handwerkskammern und im Personenverzeichnis dieser Ausgabe noch alle die zahlreichen Veränderungen, Verletzungen, Ergebnisse aus Neuwahlen in Gemeindebehörden bis Mitte September berücksichtigt. Auch enthält der neue Jahrgang wieder zwei sehr interessante Originalbeiträge, wovon der eine die geschichtliche Darstellung zu der diesem Jahrgange beigegebenen Kartenbeilage: Das Religionsbekenntnis der Bevölkerung im Großherzogtum Baden bildet, der andere das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Baden schildert. Die Kartenbeilage ist zugleich das 5. Blatt des in Verbindung mit der Originalausgabe des Badischen Geschäftskalenders erscheinenden einzigartigen badischen Kartenwerkes, der auf der Rückseite wieder das neueste amtliche statistische Zahlenmaterial aufgedruckt ist. Alles in allem, diese Ausgabe des Badischen Geschäftskalenders weist wirklich den neuesten Stand auf, und man kann deshalb jedem Beamten, nicht minder aber auch jedem Geschäftsmann, dem ebenfalls an einem zuverlässigen Adressenmaterial gelegen sein muß, nur empfehlen, die im Verlage von Moritz Schauenburg in Laß (Baden) zum Preise von 1,80 Mk. erscheinende Originalausgabe des Badischen Geschäftskalenders zu verlanen.

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 79.

Karlsruhe, Dienstag den 14. Oktober 1913.

33. Jahrgang.

## Kein Hüsing!

Aus den Erinnerungen eines Arbeitslosen.

„Nieder Kollege! Es ist mir gelungen, für dich etwas aufzutreiben, komme sobald wie möglich, du kannst in der Modellschreinerei bei Sch. sofort in Arbeit treten.“ Diese lakonische Mitteilung mittels Postkarte war die Ursache, daß ich von Berlin nach N. übersiedeln mußte. Ein solches Unterfangen ist riskant und kostet zudem Geld. Inzwischen war ich in der Reichshauptstadt schon im 4. Monat arbeitslos — obwohl in meiner Branche, es war 1906, ein ausgezeichneter Geschäftsjahr war, ausgerepirt — verfehmt.

Eine nochmalige Durchmusterung meiner schon arg zusammengebrochenen Habeligkeiten ergab, daß noch einiges vorhanden war, das zu Geld gemacht werden konnte, ein Schrank, die letzte resp. einzige Kommode, Wäsche von meiner Frau, selbstgenähte und seither trotz Hunger und Entbehrung festgehalten; es fielen einige Tränen darauf, als meine Frau das Vinnen der Käuferin hinreichte.

Vierter Klasse ging's nach N. Eigentlich bis Hof, da es in Bayern 4. Klasse nicht gibt. Beim Passieren des Fichtelgebirges ging's an meinem Heimatdorf vorbei. Es war mir zugesagt, daß ich meine Familie bei Verwandten so lange unterbringen kann, bis ich in N. eine Wohnung habe und meine Möbel dort angekommen sind.

Allein es wurde nichts daraus, man erfuhr in meiner „Heimat“, daß ich nicht kirchlich getraut bin, meine Kinder nicht getauft sind. In der Oberpfalz ist man fromm, es geht dort nicht an, solche Leute unter keinem Dache zu beherbergen. Warum bist du auch solch ein Gottloser und Anstüßler noch oben drein?!

Nun war ich drei Wochen in N., seit 14 Tagen standen meine Möbel, d. h. der Rest davon, sämtliche Betten und Wäsche beim Speditur, ich konnte die Fracht nicht bezahlen. Daß es eine Folter ohne gleichen war, fast täglich für Frau und 6 kleine Kinder ein anderes Logis zu suchen, brauch ich nicht zu erzählen.

Es war die Zeit der „Jubiläumsausstellung“. Die Stadt war voll Fremde, die Gasthäuser überfüllt, Wucherpreise überall, alle Privatlogis waren beim „Fremdenauschuß“ angemeldet. Man mußte dort erst eine Karte lösen, die 60 Pf. kostete, ehe man ein Logis mieten konnte. Gelang es, ein Zimmer mit zwei Betten zu bekommen für 8 Personen, so war dies wie gesagt, nur für eine Nacht, am folgenden Tage mußte man wieder wandern — man wollte keine Kinder haben. Diese Menschenfreundlichkeit variierte ich zweimal dadurch, daß ich beim Mieten des Zimmers, es handelte sich um Parterrezimmer, vier Kinder verleugnete und nur zwei angab. Tagsüber mußte sich meine Frau und die Kinder in den Anlagen oder auf der Straße aufhalten, abends ging meine Frau mit zwei Kindern ins gemietete Zimmer. Nachts gegen 10 oder 11 Uhr, nachdem die Vermieter zu Bett gegangen waren, kam ich mit den anderen 4 Kindern — einmal sogar, weil die Hausleute gar nicht zu Bett gehen wollten — durchs Fenster . . .

Man konnte natürlich nicht kochen, mußte unrationell leben, das Zimmer kostete die Nacht 2—3 Mk. mehr, mein Tagesverdienst reichte nicht aus, die notwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten; wir hatten keine Leibwäsche, wir hungerten.

Es war keine Wohnung für dauernd aufzutreiben. Leute, die schon jahrelang in N. waren, kampierten, da eine entsetzliche Wohnungsnot herrschte, in Ställen, in Zelten und bei gutmütigen Bekannten.

An einem Sonntag gelang es mir, in einem zwei Stunden entfernten Dorfe ein leeres Häuschen zu mieten. Wir zogen hinunter, zwar hatte ich weder Betten noch Möbel, aber wir waren froh, endlich eine bleibende Stätte

zu haben. Die Betten ersetzten uns einige Bund Stroh, die ich mir kaufte. Daß ich morgens und abends zwei Stunden laufen mußte, nahm ich gerne mit in Kauf. Uebrigens wurde mir das Häuschen, wie ich später erfuhr, auch nur überlassen, weil es Einheimische nicht mieten mochten, da mein Vorgänger lange an der Schwindsucht litt und daran auch starb. Der Kranke hatte keinen Spudnapf benützt und die breiten Fugen im Fußboden fielen mit Auswurf ausgefüllt gewesen. Allein bald fiel es dem Besitzer des Häuschens auf, daß wir weder Möbel noch Betten hatten, die „lieben Nachbarn“ tustelten allerlei und ich hatte den Mietvertrag nicht schriftlich abgeschlossen; der Hausbesitzer verlangte, ich solle für einen Monat Miete im voraus bezahlen; da ich das nicht konnte, ward ich nach drei Tagen ausgefetzt.

Nunmehr hatte ich Glück, in der Nähe der Ausstellung fand ich eine brave Frau, die Zimmer vermietete; einige ihrer Zimmerherren waren ihr untreu geworden, sie überließ mir gegen täglich Vorausbezahlung ein Zimmer mit drei Betten. Aber nach wenigen Tagen wars wieder aus. Meine Frau, die hoch schwanger war, brach einmal infolge der Strapazen und der ausgeftandenen Mangel zusammen und mußte einen Tag das Bett hüten. Die gute Zimmervermieterin fürchtete, daß ihr Zimmer zur Wochenstube würde — wir mußten eines Abends wieder ziehen. Ich mußte tagüber stramm arbeiten und meine Sinne beisammen haben, meine Arbeitsstelle mußte ich unter allen Umständen halten. Auf diese Weise konnte ich am Tage keine neue Unterkunft suchen und meine Frau war, weil sie nicht gehen konnte, auch nicht dazu imstande.

Es ward nacht, eine schöne aber kühle Ziminacht, mir befanden uns abseits von der Straße auf einem Steinmetzarbeitsplatz, inmitten behauener und unbehauener Quadersteine in der Nähe der „Jubiläumsausstellung“, Chaisen, Autos und Elektrische laufen vorüber, dicht besetzt mit fröhlichen Menschen, die den Abendveranstaltungen der Ausstellung zufrönten. Den Abendhimmel zierte im Westen ein herrliches Rot und im Osten blinkten zuweilen schon freundliche Sterne auf.

Auf Steinbrocken dicht zusammengedrängt, kauerten die Kinder, die zwei Kleinsten hatte die Mutter in den Armen. Wir waren obdachlos. . .

Wenn ich mich auf einer Polizeiwache melden und um Unterkunft bitten würde! Ich mußte zu genau, daß ich dann in wenigen Tagen die Ausweisung zu gewärtigen gehabt hätte — diese Praxis des Stadtmagistrats, die Wohnungsnot zu bekämpfen, war mir nicht unbekannt.

Nebenan stand ein im Rohbau ausgeführter Neubau. Es war mir bekannt, daß der Bau wegen Konkurs eingestellt ist.

Eine kurze Refognosierung überzeugte mich, daß sich auf dem Speicher ein Nachtlager aufschlagen ließ. Ich trug Bretter, Zementstücke und Späne und was ich von derlei Dingen sonst noch fand, auf dem Speicher zusammen.

Nach kurzer Zeit hatten wir da oben unterm Ziegeldach gelagert. Allein trotz der Müdigkeit wollte sich kein Schlaf einstellen, es zog, die Nacht war kalt und der Glafer hatte unterlassen, die Dampfpfeifen die Fenster zu liefern — Die Kinder, die im Salbichlummer lagen, fröstelten und wimmerten zuweilen und von der Stelle, wo meine Frau lag, hörte ich zuweilen ein unterdrücktes Stöhnen.

Vom nur wenige Minuten entfernten Ausstellungsplatz drang das Geräusch der abendlichen Unterhaltung herüber. Es war „Saubtag“, von Zeit zu Zeit flammten die vielen sechstaufende von Glühlampen, die an den Giebeln und Längswänden, an den Türmchen und Erker der Ausstellungsgebäude angebracht waren und allerlei fantastische Figuren bildeten, auch so, daß der ganze weite Ausstellungsplatz verschwenderisch mit Licht übergoßen war. An verschiedenen Stellen blitzten Militärmusiken,

Zurück  
im Bes  
beß der  
Geltung  
bungs  
keine  
halten,  
idion  
hauff  
Socle  
Veit  
le. m  
Kobner  
Berling  
lunge  
Raffa  
hat den  
lung vor  
merkeit  
gen ge  
Dienste  
Mittwo  
Stellung  
abends  
jen und  
kommen  
und  
\* Nob  
find la  
Krieg v  
Stagist  
Kriegs  
Bühnen  
hänge  
Erstun  
am Sam  
10.88  
Entfer  
Eigent  
Wenger  
Werkst  
berst  
ging  
frucht  
itt, für  
noch im  
vor dem  
rebet  
es eine  
nede  
noch in  
\* \* \*  
Franz  
überw  
\* \* \*  
Haus

Im Hauptrestaurant war Extrafest zu Ehren eines großen Gesangsvereins, der aus dem nachbarlichen Oesterreich zum Besuch der Ausstellung gekommen war.

Musikfülle wechselte mit Gesangsvorträgen der fremden Gäste ab. Man hörte den Mädelymarsch, dann wieder „Heil dir im Siegeskranz“, dazwischen prasselten Raketen in die Luft, prächtiges Feuerwerk wurde abgebrannt. Eine Wasserfontaine, die ihre Strahlen hoch in die Luft hinaufschickte, ward zuweilen bengalisch beleuchtet, es boten sich dort wunderbare Farben- und Lichtspiele. Man hörte Gläserklingen, Massenlachen, fröhliche Rufe. Auf einem Ausstellungsturm, der alle anderen Gebäude überragte, hatten die Siemens-Schudert-Werke einen mächtigen Reflektor, der für ein stolzes Kriegsschiff bestimmt war, zur Reklame aufgestellt. Die Strahlenbündel des Reflektors beleuchteten auf weite Fernen das Gelände. Zuweilen wurde der Reflektor gedreht, manchmal senkten sich die grellen Lichtstrahlen auch rasch in die Tiefe, gleichsam als wollten sie die im verwichenen Aufschwung des Ausstellungsparkes tosenden Liebespärchen necken.

Jedem jemand hielt in einer der Festhallen eine Ansprache, darauf folgte ein Ruch, Hochrufen und langandauerndes, weithin schallendes Händeklatschen. Schließlich erklang vieltausendstimmig „Deutschland, Deutschland über alles“.

Langsam beschrieb der Reflektor auf dem Turm einen Kreis und traf plötzlich auch unseren fensterlosen Dachboden. Der Zufall ließ die scharfen Lichtbündel hier länger weilen, das ganze Gebälk, die Ratten und Biegel, der mit Steinen, Sand, Mörtel und Abfall bedeckte Boden war mit Licht überglänzt.

Enge aneinandergepreßt, zusammengekrümmt, mit blassen Gesichtern, kauerten da teilweise auf den blanken Brettern, teilweise auf staubigen Zementflächen, unbedeckt, neben der Mutter die 6 Kinder.

Sie atmete auf, als der Mann auf dem Turm dem Reflektor einen Ruf gab und die Nacht das Glend des Dachbodens wieder barg.

Stunden waren vergangen, längst herrschte auf dem Ausstellungspalast Ruhe und Stille, indessen mich mied der Schlaf. Trotz der Nachtkühle war mir siedend heiß, in mir wallte der Born, flammte tiefste Empörung...

Es war eine von jenen Nächten, in denen man das Gassen lernt...

### Nitroglycerin!

Der piemontesische Chemiker Askanio Sobrero, der am 12. Oktober 1818 in einem kleinen Städtchen Oberitaliens geboren wurde, ist wegen seiner Entdeckung des furchtbaren Sprengstoffes Nitroglycerin als der Vater der gesamten modernen Sprengstoffindustrie anzusehen. Als Chemieprofessor an der Turiner Hochschule für Landwirtschaft beschäftigte er sich in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich damit, die Folgen der Einwirkung der Salpetersäure auf nicht stickstoffhaltige Verbindungen zu untersuchen. Als er bei dieser Gelegenheit zufällig Glyzerin mit einem Gemisch aus konzentrierter und rauchender Salpetersäure in Verbindung brachte, erhielt er eine ölige Substanz, die er Nitroglycerin nannte. Durch Stoß oder Schlag, bei schneller Erhitzung explodierte es mit außerordentlicher Gewalt, während es ruhig und mit heller Flamme, ohne jede Gefahr, verbrennt, wenn man es an einer Stelle, im Freien, entzündet. Es zerlegt sich hierbei in Kohlenäure, Wasserdampf, Sauer- und Stickstoffgas.

Nach der Berechnung des berühmten Chemikers Berthollet entwickelt ein Liter Nitroglycerin bei der Verbrennung eine ungeheure Wärmemenge von etwas über 2000000 Kalorien, das heißt, es ist imstande, 20000 Liter Wasser um 100 Grad Celsius über die Anfangstemperatur zu erhitzen! Man erkennt aus dieser Tatsache die mächtige Energie, die im Nitroglycerin der Entfesselung entgegensteht. Um beinahe das achtfache übertrifft seine Sprengkraft, die des Pulvers.

Die industrielle Ausnutzung der Sobrero'schen Erfindung unternahm zuerst der bekannte schwedische Ingenieur Alfred

Nobel, der das Nitroglycerin 1862 unter dem Namen „Nobel'sches Sprengöl“ im Groß darstellte und auf den Markt brachte. Es erwies sich aber als äußerst gefährlich, weil es oft unter Umständen, die nicht vorauszusehen waren, von selbst explodierte und damit fürchterliche Unglücke mit hohen Verlusten an Menschenleben herbeiführte.

Erst als Alfred Nobel — durch einen Zufall auf die Idee gebracht — Nitroglycerin mit Infusorienerde aus der Silberbuerger Heide im Verhältnis von 2 zu 1 mischte, somit das bei vorsichtiger Behandlung ungefährliche Dynamit herstellte, war Sobrero's Entdeckung zum Siegeslaufe durch die Welt der Technik vorbereitet. Ohne sie wäre die außergewöhnlich schnelle Entwicklung des modernen Berg- und Tunnelbaues kaum denkbar.

Aber noch immer eröffnen sich dem im Dynamit wirkenden Nitroglycerin neue Anwendungsmöglichkeiten. Neuerdings benutzt man es in Nordamerika aus wirksamste in der Landwirtschaft. Hier müssen alljährlich große Waldgebiete vor Pflug und Egge zurückweichen. Es ist nun für die Farmer äußerst mühselig, die amerikanischen Urwaldriesen zu fällen, vor allem aber, ihre Stämme und ihr Wurzelwerk aus der Erde zu entfernen, damit der Pflug sie ungehindert durchschneiden kann. Seit einiger Zeit übernimmt nun Dynamit, in welchem etwa 20 Prozent Nitroglycerin enthalten ist, diese Arbeit. Es wird in Bohrlöcher gebracht, die zwischen den Hauptwurzeln der Stämme angelegt werden, und durch elektrische Fernzündung zur Explosion gebracht. Die entsetzliche Kraft des Sprengstoffes reißt auch das verbedderte und stärkste Wurzelgesecht aus dem heimischen Element.

Aber auch zum Zwecke der Anlage neuer Baumpflanzungen verwendet man neuerdings Dynamit, indem man für die jungen Pflanzen tiefe Löcher aus dem Boden aussprenkt. Bei diesem Verfahren wird die Erde nicht allein vorzüglich aufgelockert, sodas die zarten Wurzeln sie mit Leichtigkeit durchdringen können, vielmehr werden auch durch die Explosionsgase die in ihr sich aufhaltenden schädlichen Tiere und Larven getötet.

So hat sich Sobrero's Entdeckung vielfach, oft schlimm im Dienste des Militarismus, noch öfter aber gegenreicht für den Fortschritt der Kultur bewährt. Es ist daher nicht mehr als recht, wenn ihm nun die Vereinigung der chemischen Industrie Italiens eine Gedenkfeier aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages widmet.

### Aus allen Gebieten.

#### Theater, Kunst und Wissenschaft.

\* **Rettingsflöße.** Immer wieder stellte sich in den letzten Jahren bei Schiffsunfällen auf hoher See heraus, daß die vorhandenen Rettungsboote bei weitem nicht genügen, um sämtliche Passagiere aufnehmen zu können. Als Folge hiervon war oft der Tod hunderter von Menschen zu beklagen, die sich retten konnten, wenn für sie genügend Rettungsmittel vorhanden gewesen wären. In aller Erinnerung ist ja noch — um ein Beispiel aus jüngster Zeit zu nennen — das furchtbare Ereignis des Unterganges der „Titanic“, bei dem zahllose Menschen ins Wellengrab tauchen mußten, nur weil für sie nicht genügend Rettungsboote vorhanden waren.

Es ist nun wiederholt vorgeschlagen worden, zur Ergänzung des Bootsparkes auf den Uebersee-dampfern Rettungsflöße bereit zu halten. Diese Forderung wird begründet mit dem Hinweis darauf, daß bei dem modernen Riesenschiffe auf den belebten Meeren die Schiffbrüchigen meist nur wenige Stunden auf dem Wasser herumtreiben müssen, bis sie von einem vorüberfahrenden Schiff entdeckt und aufgenommen werden.

Darwath Girth-Walker hat sich nun ein sehr praktisches, leichtes und doch festes „Gliederwalzen-Rettungsflöß“ patentieren lassen. Es besteht aus hohlen Metallröhren, die zu je zweien ein Einzelglied bilden. Zur schnellen Herstellung großer Flöße in der Stunde der Gefahr werden eine Anzahl solcher Glieder zusammengelegt und durch an ihren Enden befindliche Verklammerungen fest verbunden. In der Längsrichtung der Glieder sind Holzbohlen so angebracht, daß sie ein durchgehendes Deck bilden. Auch sind in genügender Menge sofort betriebsbereite Vorrichtungen zur Fortbewegung und Steuerung des Flößes vorhanden.

Da die Gliederwalzen-Rettungsflöße nur wenig Raum einnehmen, schnell zu Wasser gebracht werden können, ist ihre Einführung wohl zu empfehlen. Immer aber dürfen sie und Rettungsmittel ähnlicher Art nur als Notbehelfe und nie-

mal's als vollwertiger Ersatz von Rettungsbooten angesehen werden.

\* **Die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger** hat in der inneren Ausgestaltung ihrer Organisation und der Erweiterung ihrer Aufgaben einen rüstigen Schritt vorwärts getan. Wie der Leiter der Genossenschaft mitteilt, sind den Beschlüssen der letzten Generalversammlung entsprechend, namentlich die Vorarbeiten für drei wichtige Unternehmungen, die neu in das Programm aufgenommen werden, beendet.

Zu diesen Neuerungen gehört zunächst eine Engagementsvermittlungstelle. Sie soll, wie bekannt gegeben wird, keine Agentur sein, sondern nur ein Stellennachweis. Die Stellenvermittlung geschieht für Mitglieder und Bühnenleiter kostenlos. Die Genossenschaft scheint hier vorläufig noch in vorsichtiger Form dem Theateragentenunwesen, das sich schwer eingemischt hat in der Stellenvermittlung, das Tätigkeitsgebiet beschränken zu wollen. Man kann nur hoffen, daß dieser erste Versuch von Erfolg begleitet wird und der weiteren Entwicklung des Unternehmens bis zur vollständigen Ausschaltung des Theateragenten den Weg ebnet.

Als zweite Einrichtung kommt eine Reisedarlehenkasse zur Einführung. Diese Kasse wird den Mitgliedern bei neuen Engagements das Reisegeld vorstrecken. Das Mitglied muß sich aber damit einverstanden erklären, daß die Kasse gezahlt im Laufe des Engagements zurückzahlen.

Drittens ist eine Engagementslokalen- und Wirksamkeit getreten, die eine Unterstützung im Betrage von 150 Mk. pro Tag für die Zeitdauer von 60 Tagen gewährt. Zu dieser Kasse muß ein besonderer Beitrag von 10 Mk. pro Monat gezahlt werden.

Schließlich darf noch erwähnt werden, daß die schon lange in Tätigkeit stehende Kostümentrale sich die Aufgabe gestellt hat, unter gleichen Bedingungen nicht nur für weibliche, sondern auch für männliche Mitglieder der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger von nun an Kostüme und moderne Garderobe herzugeben.

Man wird diese Bemühungen der Genossenschaft freudig begrüßen können. Sie deuten nachdrücklich darauf hin, daß der Kurs, in dem sich die Genossenschaft bewegt, ein die wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder recht fördernd ist. Es zeigt sich, daß eine gewisse gewerkschaftliche Taktik eingeschlagen wird, die manches aus der Organisation der Arbeiter, wenn auch in für die Verhältnisse des Berufs besonderen Art, für die Schauspielern übernommen hat. Kein Zweifel, daß in diesen Bemühungen das rege Interesse an der wirtschaftlichen Gekaltung der Berufsangehörigen zum Ausdruck kommt.

### Allerlei.

Womit Menzel sein erstes Geld verdiente. Ein über dieses Thema schreibender Astronom hat natürlich nur ein Interesse daran, wenn die Geschichte zur Astronomie eine Beziehung hat. Und in der Tat hat Menzel sein erstes Geld mit einer Sternkarte verdient. Dr. Archenhold, der Direktor der Repton-Sternwarte, hat in den Sammlungen des königl. Kupferstichkabinetts in Berlin eine Sternkarte von Menzel ausgegraben, über die er im neuesten Hefte des von ihm herausgegebenen „Weltall“, das den in Wien tagenden Naturforschern und Ärzten gewidmet ist, berichtet. Die Sternkarte selbst ist auch als Beilage in dem Hefte 23 wiedergegeben und zeichnet sich durch die weiche und elegante Strichführung aus. Die Umrisse der Milchstraße sind so zart ausgeführt, daß der in blauer Farbe ausgeführte Druck die darunter liegenden Sternbilder in keiner Weise stört. Die Sternkarte hat im Original einen Durchmesser von 42 Zentimeter und trägt die Kleinigkeit: „Diese Sternkarte nach der sehr schlechten Zeichnung eines Professors der Astronomie habe ich lithographiert für einen Herrn Scharrer, während der letzten Krankheit meines Vaters Ende Dezember 1831. (Am 5. Januar 1832 starb derselbe.) Mit ihr habe ich das erste Geld selbstständig verdient. V. M.“ Da Menzel am 8. Dezember 1815 in Breslau geboren ist, war er zur Zeit der Anfertigung dieser Sternkarte sechzehn Jahre alt.

Ein vom Starrkrampf geheimer Säugling. Der vom Starrkrampf befallene Säugling galt bisher dem Tode verfallen. Es ist nämlich nicht möglich, solchem Kinde die Nahrung zu verabreichen, da jedes Berühren, ja mitunter schon ein Aufsuchen eines Krampfanfalls auslöst und die Raumschleimhaut zusammenpreßt, sodas der Mund nicht geöffnet werden kann. Starrkrampf wird gewöhnlich durch unangenehme Behandlung der Nabelwunde verursacht. Die Stäbchenbakterien finden dort Eingang in den Körper und rufen die Krankheit hervor. Der Körper wird zusammengezogen und bretähnlich hart, sodas der Kranke völlig starr wird. Die Muskelfasern spannen sich mitunter dermaßen, daß sie zerreißen. Die Atmung wird aufhöchste erschwert und die Temperatur steigt. Gewöhnlich führt

bei Erwachsenen ein Keuchstichwund während eines Krampfanfalles den Tod herbei, der allerdings oft erst nach noch längerem Krankenlager eintritt; Säuglinge dagegen sterben schon vorher an Entkräftung. Die bisher unternommenen Versuche, Starrkrampf bei Neugeborenen zu heilen, sind unzuverlässig geblieben. Kürzlich ist es aber in Greifswald Dr. Georg Wolff gelungen, durch planmäßiges Vorgehen einen Säugling zu retten. Er wandte sogleich, als die besorgte Mutter das Kind brachte, Serumbehandlung an und versuchte das Kind künstlich zu füttern. Er erreichte das dadurch, daß er das Kind dauernd in der Marfse erhielt und ihm mittels einer Magenonde die Muttermilch einfüllte. Er mußte für die Marfse allerdings Mengen von Chloral benützen, die weit über die größte zulässige Dose hinausgingen. Da aber bei einer bloßen Serumbehandlung das Kind in der Zwischenzeit verhungert wäre, blieb nichts anderes übrig, als diesen Ausweg zu wählen. Die Behandlung hat fast vier Wochen gedauert, aber das Kind genas, nahm zu und ist jetzt gesund. Hoffentlich trägt dieser Erfolg dazu bei, die armen, sonst lebenskräftigen Säuglinge, die der furchtbaren Krankheit verfallen, zu retten und der armen Mutter, die sonst die lange schwere Zeit vergebens durchgemacht hat, den Verlust des Kindes zu ersparen.

Schau der Zuschauer in Theater und Kinos. Von Zeit zu Zeit geben Nachrichten über Kino- und Theaterkatastrophen durch die Presse und man erfährt, daß so und so viele Menschen bei den ausbrechenden Paniken ihr Leben eingebüßt haben. Der genaue Beobachter bemerkt, daß weniger die Wände den Tod der Menschen zu verschulden pflegen, als die sinnlose Hast der Zuschauer. Wie oft ist durch die Geistesgegenwart mancher Schauspieler oder Akteure großes Unglück schon vermieden worden, einfach dadurch, daß man das Publikum belog. Das schließt natürlich nicht aus, daß man alles tut, um die Zuschauer gegen Katastrophen zu sichern. Namentlich bei den Kinos soll eine große Menge von Polizeivorposten dafür sorgen. Meles davon ist gut. Man pflegt den Projektionsapparat, in dem das feuergefährliche Filmband läuft, in einer besonderen, vom Zuschauerraum getrennten Kabine unterzubringen — sehr zum Nachteil für den Operateur, der in einer kleinen Zelle sitzt, die nie genug Luft hat. Die Projektionsöffnung und die Öffnung zum Beobachten des Bildes auf dem Schirme werden entweder durch mehrere Millimeter dicke Glasplatten abgeschlossen oder haben leicht verschließbare, bei Filmbänden womöglich automatisch schließende Schieber. Wesentlich ist allemal, den bei einem Filmbrennen entstehenden Rauch nicht in den Zuschauerraum gelangen zu lassen, sondern durch große Abzugschöto abzuleiten. Doch auch das genügt alles nicht, um Katastrophen ein für allemal vorzubeugen. Sehr richtig sagt Dr. Ford in seinem ausführlichen Werke „Der Kinematograph und das sich bewegende Bild“: „Bei allem Drängen nach Feuerschutzmitteln ist aber eines nicht aus dem Auge zu lassen: solange noch ein großer Bruchteil der Erwachsenen vor einer durch das Zimmer huschenden Maus Angstkrämpfe ausstößt oder sich entsetzt, wenn auf der anderen Seite der Straße ein Pferd harmlose Kapriolen macht — und das trifft beides gerade in der für die Kinetheater in erster Linie in Frage kommenden Großstadt zu —, ist nicht zu hoffen, daß bei einem ernsthaften Theaterbrand das Eintreten einer Panik vermieden wird. Der erste, der im Augenblicke der Gefahr einen Angstschrei ausstößt oder in wilder Hast zum Ausgang eilt, ist schuldig am Tode derer, die von der Menge niedergetreten werden. Hier kann entschiedene Selbsterziehung weitaus mehr nutzen, als allerhand mehr oder weniger komplizierte technische Maßnahmen.“

### Für unsere Frauen.

#### Der Mutterschutzverband Napoleons.

Um Säuglingschutz, Kinderchutz, Mutterschutz ist es in unserem lieben Preußen-Deutschland herzlich schlecht bestellt. Was Säuglingssterblichkeit anbelangt, kommt Deutschland in der Statistik gleich hinter Rußland. Was den Kinderchutz anbelangt, sei hier nur erwähnt, daß sich in Deutschland ein richtiger „Kinderhandel“ herausgebildet hat, den die unzähligen Adoptionsannoncen täglich beweisen, und daß nach den Stichproben einer Enquete von Frau Dr. Duenning für die Jugendfürsorge allein in Groß-Berlin 25—30000 auffichtslose Proletariatskinder in Betracht kommen. Die Schwangerschafts- und Mutterschutzversicherung, die die sozialdemokratischen Volksvertreter anstreben, ist von der Regierung und den bürgerlichen Parteien, besonders von dem „volksfreundlichen“ Zentrum, derartig reaktionär beschnitten worden, daß bei den Beratungen über diese Materie herzlich wenig herausgekommen ist. Widerspruchsvoller hat sich deshalb die Regierung, die so viel über den „Gebärtefreil“ jammert, wohl selten benommen. Die verschiedenen wenigen Mutterschutzkassen können doch vorläufig nur als Einzelereignisse angesehen werden. Zu er-